

der Agape des Kreuzes: erst jetzt erfährt er ganz, was es heißt, sich in der dunklen Nacht selbst aufzugeben, da er das Beispiel von Gottes sich verströmender Agape erblickt. Und die Person=Liebe des Menschen taucht überhaupt erst im Lichte der Agape aus dem Dämmer hervor, weil erst jetzt die Möglichkeit, eine Person in völlig frei schenkender Liebe zu lieben sichtbar wird, da »Christus für uns starb, als wir noch Sünder waren« (Röm. 5, 8). Aber all diese menschliche Liebe wird durch die Agape doch nur so vollendet, daß zugleich sichtbar wird, wie all unfere Liebe nur Kälte und Verlagen ist im Angesicht von Gottes immer größerer und unvergleichlicherer Liebe.

H. U. v. Balthasar S. J.

Theoderich¹

Viele Helden germanischer Vergangenheit haben schon in den letzten Jahren, dank der neu erwachten Liebe zur völkischen Vergangenheit, ihre dichterische Verklärung in neuen Prosa=Epen gefunden. Ein Theoderich fehlte bis jetzt noch. Gerade ihn darzustellen, mußte wegen der Größe des Namens und der Schwierigkeit der Aufgabe reizen. Der Gründer des glänzendsten Germanenstaates auf römischem Boden, den Geschichte und Sage in gleicher Weise preisen, der über sein Ostgotenvolk hinaus vorübergehend einen Bund fast aller Germanenstämme zusammenbrachte, der für Italien ein Zeitalter des Glückes und des Friedens heraufführte, der persönlich der beste Krieger seines Volkes war und zugleich als Herrscher in Klugheit und Gerechtigkeit alle Zeitgenossen überragte und den der Tod traf, als schicksaldrohend die Mächte um ihn her den Untergang seiner Gründung und seines Volkes vorbereiteten!

Das Nebeneinander von Goten und Römern, das er zur Sicherung der waffentragenden Eroberer unvermischt sehen wollte, mußte immer das Gegeneinander des völkischen Bewußtseins lebendig erhalten. Im Verlauf seiner Regierung sah sich Theoderich jedoch gezwungen, von der geraden Linie abzuweichen, und suchte bald in größerer Annäherung, bald in schärferer Abschließung der Goten und strengere

rer Unterordnung der Römer die Gefahr zu bannen. Die Verschiedenheit der religiösen Bekenntnisse ließ auch keine innere Gemeinsamkeit aufkommen. Sein Grundsatz der Toleranz, den er in einem Schreiben nach Genua mit den Worten ausdrückte: »Religion können wir nicht befehlen, da niemand wider Willen genötigt werden kann zu glauben«, war nicht durchzuführen bei Menschen, die einheitlich zu denken und zu handeln gewohnt waren und darum den Andersglaubenden als menschlichen Gegner ansehen mußten. Die überragende Bildungshöhe des italischen Volkes über die Menge der gotischen Krieger – nicht über ihn – mußte das Schwergewicht zu Ungunsten der Germanen verlagern. Italische Sonne wirkte entnervend, byzantinische List störend und zerstörend. Die bisherige Geschichtsschreibung betrachtet die Politik Theoderichs, die verschiedenen germanischen Stämme durch Heiraten der Fürsten und durch Bündnisse zusammenzuschließen, als den Versuch, dem römischen Reich den Frieden zu sichern, nicht als ein nationales Unternehmen, ein germanisch=abendländisches Reich zu gründen. Jedenfalls wäre der Gedanke einer solchen Einheit ein Traum gewesen, von dem man aufwacht, um desto größere Feindschaft zu entdecken bei Fürsten, die als Eroberer Herrenbewußtsein und nicht ausgleichendes Gemeinschaftsgefühl in sich trugen. Der alternde König sah dies. Da er keinen Sohn als Nachfolger hatte, der ihm gleich, durch Überlegung und Kraft diese Gegensätze zu überwinden vermochte, nahm Argwohn und Unruhe von ihm Besitz. Aber durch harte Gewalt gegen seine römischen Berater (Boethius, und den Papst Symmachus) suchte er vergebens die wie Naturgewalten wirkenden Gegenkräfte zu brechen und ihre Träger zu vernichten. Schließlich war auch notwendig das größere und reichere Leben des katholischen Italiens stärker als das arianische Bekenntnis der gotischen Bischöfe und ihres Volkes, die auf der Kulturebene Wulfilas beharrten.

Dies alles mußte Schäfer in seinem Werk zu meistern suchen. Unter Einwirkung des nordischen Sagastiles und der Sprache der Chroniken, wie sie schon G. von le Fort, Beumelburg u. a. handhaben, schreibt der Sprachmeister der dreizehn Bücher der deutschen Seele einen schlichten und kraftvollen Stil, vollkommener als seine Vorgänger, würdig des großen Stoffes.

¹ Theoderich, König des Abendlandes, Von Wilhelm Schäfer (200 S.) München 1939, A. Langen & S. Müller. Geb. M 4.80.

Die Jugend des Helden, sein Leben am byzantinischen Hof, seine Kampffahre, sein Wirken als Staatsgründer, als Bauherr, als Familienhaupt, als Volkskönig ziehen an unserem Auge vorüber. Gerechtigkeit ist sein Lebensgesetz, wonach auch Odoaker in ehrlichem Zweikampf gefallen wäre. Vor allem aber sucht der Dichter uns einzuführen in die Seele des Königs, von der die Quellen so wenig sagen. Theoderich müht sich, die Religion in ihr Gebiet einzugrenzen und vom Reich und seinen Aufgaben wegzuführen, wo die katholischen Gegner sie immer wieder feindselig geltend machen. Er selbst steht über den christlichen Bekenntnissen. Zwar läßt er seine Kirche mit den Bildnissen Christi und seiner Engel und Heiligen, wenn auch nicht der des Judenvolkes schmücken, aber er selbst bleibt dort stumm. Höchstens benutzt er den »Klerus mit seinen Sprüchen« (93), wenn er damit seine Erfolge sichern kann. Im Tod verlangt er nicht nach dem Bischof, sondern nach seinem Roß, damit er, seinem Waffenmeister Hildebrand folgend, gen Wallhall reite.

Das Byzanz, in dem Theoderich seine Jugend verbringt, ist uns durch Chrysostomus und die andern Geschichtsquellen ziemlich bekannt, und es gelingt Schäfer, in markigen Zügen die Großstadt und die Seelenvorgänge eines jungen Germanenfürsten zu vergegenwärtigen. Dagegen wird man, trotz der inneren Neigung, die Dichtung als ein Volksbuch für unsere Jugend zu retten, sagen müssen, daß er den Staatsgründer Theoderich nicht so glücklich schildert. Die geschichtlichen Mächte sind weder für sich noch in ihrem tatsächlichen Zusammenwirken Gestalt geworden. Durch das Streben, Theoderich vor die Wahl: Germane oder römischer Christ, zu stellen, verengert sich der Blick und verschiebt sich auch zu Ungunsten der Wahrheit. So werden weder der große König noch die Zeit, in der er steht und die er mächtig beeinflusst, ganz lebendig. Der deutschen Sage, die den Dietrich von Bern gerade als den gerechten Herrn feiert, entspricht aber nur ein Geschichtsbild, das auch gerecht Licht und Schatten verteilt. Ein solches Bild wird auch Theoderich als den gerechten König der Goten und Patricius von Rom erweisen. Daß sein Wollen nicht sein Ziel erreichte, daß er selbst am Ende seines Lebens zu zittern begann und sich durch wuchtige Schwerthiebe ins Unrecht setzte, ist eine Voraussetzung der Ge-

schichte seines Volkes, das unterging, zu geringerem Teil durch seine Schuld, in der Hauptfache durch die Wucht aller geschichtlichen Kräfte, die sich hart im Raum Italiens stießen. Ganze Kunst wird auch solche Tragik würdig darstellen, und ein starkes Geschlecht wird auch durch einen tragischen Untergang, den es geistig miterlebt, mehr erhoben, als durch die Niederlage eines Helden und Heldenvolkes, die Tücke und Bosheit eines niedrigen Gegners herbeiführen.

Hubert Becher S. J.

Überantwortet

Die Ausgabe der Briefe der Mutter Nietzsches an Franz Overbeck durch Erich F. Podach¹ öffnet nun die volle Realität des »kranken Nietzsches«. Es ist die Realität eines furchtbaren Überantwortetseins, um so furchtbarer, als es unter Menschen geschieht, die sich in Liebe um ihn bemühen und in diesem Bemühen noch dazu einander zur Qual werden. Die Mutter, die mit ergreifender Selbstaufopferung sich der Pflege des Kranken widmet, sieht ihn, wie Peter Gast an Wiedemann schreibt (24. Febr. 1890), nur als »das geliebte Kind und nicht viel mehr« (226). Als Frau eines unerlöschten kindlichen Glaubens sind ihr die Schriften ihres Sohnes ein Entsetzen (119 f. 180), und vor »Nietzsche-Gemeinden« zieht sie sich zurück (253 f.), bis zum energischen Entschluß (1. 10. 1893 an Overbeck): »Ich empfangen niemand wieder, die sich als glühende Verehrer meines Sohnes ausgeben« (170). Aber das äußert sich in einer Liebe zum Sohn, die ihn restlos zum kleinen, verwöhnten Kind von ehemals macht (mit »Liebkosen« und Pflegen, mit immer neuen Leckerbissen), und bis dazu, »ihn wie ein Kind in die Kirche (zu) führen« (248). Die »Nietzsche-Gemeinde« sucht sie durch Wein und belegte Brötchen von der Lektüre des »Antichrist« abzuhalten (253) und verhandelt, nichts ahnend, gerade mit Overbeck über die Verhinderung der Ausgabe des letzten Teiles des »Zarathustra«, in Angst vor gerichtlicher Verfolgung (125 f.). Julius Langbehn, den »Rembrandt-Deutschen«, nimmt sie zuerst freudig auf als den »richtigen Mann« für die Behand-

¹ Der kranke Nietzsche, Briefe seiner Mutter an Franz Overbeck. Hrg. von Erich F. Podach (VIII u. 259 S.) Wien 1937, Hermann Fischer. M 6.-